

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 80 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18608. Sprechstunde: Montags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die jährliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Das preussische Abgeordnetenhaus wird noch im Laufe dieser Woche den Wahlrechtsentwurf in erster Lesung erledigen.

Die Maurer und Bauhilfsarbeiter beschließen die Erhöhung der Verbandsbeiträge zur Stärkung ihrer Kampfmittel.

Die Sozialdemokratie Finnlands hat in den Wahlen trotz dem Willen der Reaktion einen Sieg errungen.

In Brüssel ist die Kongokonferenz zusammengetreten.

## Das Zwangssyndikat der Kaliindustrie.

II. Leipzig, 9. Februar.

Wir haben gesehen, daß die Motive der Regierung für das Zwangssyndikat in ihrer Abhängigkeit von der Junkerclique zu suchen sind. Aber es bleibt noch die Aufgabe, die allgemeine sozialwirtschaftliche Bedeutung dieses Planes zu beleuchten.

Wird dieser Entwurf Gesetz, so bedeutet das einen weiteren Schritt auf der Bahn der Dienstbarmachung der Staatsgewalt für Sonderinteressen gewisser Unternehmergruppen. Die Folge des Zwangssyndikats wäre, daß den Unternehmern der Kaliindustrie Extraprofite zugeschanzt würden, Extraprofite, die ihnen der Staat verschafft, indem er ihnen ein privates Monopol zusichert. — Das System ist ja erprobt, nur das angewendete Mittel ist neu.

Extraprofite wurden durch die Gesetzgebung schon bisher gewissen Unternehmergruppen zugeschanzt. So den Zuckerfabrikanten und den Schnapsbrennern auf Grund der Kontingentierung. Bei der Finanzreform wurde dieses System auch auf die Bierbrauer und die Zündholzfabrikanten angewandt, indem man auch hier eine Art Kontingentierung einführt. Neu ist nur der Zwang. Denn das frühere Zucker- und jetzt die Spirituszentrale werden zweifelslos durch die Steuererleichterung unterstützt. Man belegt die neuentstehenden Betriebe mit einer höheren Steuer, schließt so die bisherigen Unternehmer vor Konkurrenz und erleichtert es somit den Syndikaten, Warenwucher zu treiben. Aber die Gewerbesteuer zugunsten privater Monopolisten aufzuheben, wagte man doch nicht. Wenn heute ein Unternehmer eine Brennerlei neu errichten will, so wird er gezwungen, höhere Steuer zu zahlen, aber man verbietet es ihm nicht, man zwingt ihn nicht, dem Syndikat beizutreten. In der Kaliindustrie indessen muß er diesem Syndikat beitreten, denn das Gesetz soll ihm verbieten, sein Produkt außerhalb des Syndikats zu verkaufen.

Somit wird ein Monopol errichtet, aber ein Monopol, das nicht dem Staate, sondern Privaten Vorteile schafft.

Ein Staatsmonopol führt zur Schröpfung der Verbraucher, aber die Anhänger der Staatsidee können es immerhin damit verteidigen, daß diese Schröpfung stattfindet, um die Mittel zur Erfüllung des „Staatszwecks“ aufzubringen. Für private Monopole fehlt jede logische Begründung. Seit den berüchtigten „Handelskompanien“, die im 17. und 18. Jahrhundert grassierten, ist über sie der Staub gebrochen. Diese in den Anfangsstadien der kapitalistischen Ära entstehenden monopolistischen Kompanien wurden von den Fürsten wider Recht und Billigkeit eingeseht, weil die Fürsten mit ihnen gemeinsam gaunerten, an dem Raub teilnahmen.

Sollen wir es als Zufall betrachten, daß im 20. Jahrhundert die monopolistische Handelskompanie ihre Auferstehung feiert? Wohl kaum. Es ist der Bankrott der Grundprinzipien des Kapitalismus, der darin jutage tritt. — Wir haben gesehen, daß gerade in der Kaliindustrie die Lage hoffnungslos verfahren ist. Das Syndikat kann nicht leben und nicht sterben, weil es nicht imstande ist, die bestehenden, durch die kapitalistische Entwicklung unter seinen Mitgliedern entstehenden Gegensätze auszugleichen. Die Auflösung des Syndikats aber würde zum Ruin vieler an den kleinen Werken beteiligten Kapitalisten führen. Da aber diese Kapitalisten zu jener Clique gehören, die in Preußen-Deutschland den Staat beherrschen, so springt die Staatsgewalt ein, hebt die Gewerbesteuer auf und errichtet zugunsten dieser Clique das private Monopol.

Dieser Eingriff in die bestehenden Verhältnisse wird nun selbstevident die Kaliindustrie aus den Schwierigkeiten erretten. Ursprünglich war geplant, die Errichtung neuer Kalwerke überhaupt zu verbieten. Dieser Plan ist fallen gelassen, denn es bestehen zahlreiche Gesellschaften, die vorläufig nur Kalifelder erworben haben, aber den Betrieb noch nicht aufgenommen haben. Diese Gesellschaften würden „wohlerworbene Rechte“ geltend machen und Entschädigung fordern, die zu Riesensummen anschwellen würde. Der vom Bundesrat angenommene Entwurf sieht denn auch einzig vor, daß neuentstehende Werke unter gewissen Bedingungen Aufnahme in das monopolistische Syndikat fordern können. Das Grundübel bleibt somit bestehen und die Wirkung des Monopols wird sich nur darin äußern, daß erstens die großen leistungsfähigen Werke in die Zwangsjade des Syndikats geschmürt werden, ihre Entwicklung unterbunden wird, zweitens darin, daß das Syndikat nach wie vor die Preise der Kalisätze so hoch halten kann wie bisher, wodurch der Verbrauch dieser Salze in der Industrie und Landwirtschaft künstlich erschwert wird.

Das bedeutet also im Grunde: die einzige günstige Wirkung der kapitalistischen Wirtschaftsform wird für die monopolisierte Industrie ausgeschaltet. Diese einzige günstige Wirkung besteht in der Entfaltung der Produktivkräfte und — was damit Hand in Hand geht — Herabminderung der Produktionskosten. — Der Kapitalismus hat die Schranken der ehemaligen Zunftverfassung ge-

sprengt. Es bedurfte dazu blutiger Revolutionen, und, nachdem die Bahn frei war, hat die kapitalistische Entwicklung zur Vernichtung unzähliger Existenzen geführt; der Prozeß der Proletarisierung der Massen und der Vernichtung des alten Handwerksbetriebs, hat fürchterliche Qualen über die Völker verhängt. Der große Gewinn für die Völker war jene Entfaltung der Produktivkräfte, darin besteht geradezu die historische Mission des Kapitalismus. Erst nachdem der Kapitalismus die schrankenlose Ausdehnung der Produktion ermöglicht, nachdem die Versorgung der Menschheit mit materiellen Gütern solcher Gestalt gewährleistet ist, kann die Weiterentwicklung erfolgen. Diese muß darin bestehen, das Grundübel der kapitalistischen Weltordnung, die Ausbeutung der einen durch die andern zu beseitigen, die Produktionsentfaltung aber durch Beseitigung der heute bestehenden Hemmnisse, die in der Anarchie der Produktion ihre Wurzel haben, weiterhin zu fördern. Eins wie das andre kann nur erzielt werden in der sozialistischen Gesellschaftsordnung. Die Tendenz zur Errichtung von privaten Monopolen wirkt in entgegengesetzter Richtung; alle Mißstände der kapitalistischen Wirtschaft werden dadurch noch verschärft, die Entfaltung der Produktion aber wird unterbunden. Deshalb muß im Interesse des Proletariats nicht nur aus dem Grunde, daß die Massen durch Privatmonopole geschmürt werden, diese Tendenz bekämpft werden, sondern auch aus diesem allgemeinen sozialwirtschaftlichen Grunde.

Aber auch die nichtproletarischen Gesellschaftsklassen haben ein Interesse daran, diese Tendenz zu bekämpfen. Die Entfaltung der Produktivkräfte liegt eben im Interesse aller, und die Extraprofite, die eine monopolistische Gruppe einfaßt, schädigen andre Gruppen. Beim Kali Syndikat ist das mit Händen zu greifen. Sind doch zahlreiche Industriezweige daran interessiert, billige Kalisätze zu erhalten und ebenso die Landwirte, während das Syndikat nur einer verschwindend kleinen Gruppe von Spekulanten Nutzen bringt. — Und trotzdem ist zu befürchten, daß der Gesetzentwurf eine Mehrheit im Reichstage finden kann. Darin äußert sich ja der „Zug der Zeit“, daß die Parlamente zu Schacherstätten geworden sind, wo die Staatsgewalt en gros und en detail veräußert wird. Heute schanzten die Parlamentsgruppen, die den Agrariern nahesteht, diesen ein Monopol zu, das Extraprofite verspricht, morgen sichern die Gruppen, die den Industriellen nahesteht, diesen Schutzgölle zu, die ähnliche Wirkung haben. Das Kalimonopol gefällt sicher vielen Industriellen nicht, aber es braucht ja nicht dabei zu bleiben: ist der erste Schritt getan, so kann über Jahr und Tag das Zwangssyndikat und damit das Monopol dieser oder jener „notleidenden“ Industrie verliehen werden.

Nun wohl! Wir können heute die bürgerlichen Parteien nicht hindern, die Staatsgewalt zu prostituieren, aber je gründlicher sie es befragen, desto mehr häufen sie Hoff und Verachtung gegen den Staat und die bestehende Gesellschaftsordnung.

## Seuilleton.

### Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris. Einzig berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Tempel.

Harrans Stimmung hatte sich wesentlich gebessert, als er den zum Wohnhause führenden Fahrweg betrat und das Gebäude selbst vor sich sah; der Anblick seines Heims heiterte ihn auf. Das Ranchhaus von Los Muertos lag inmitten eines Hains großer, schöngewachsener Eichen, Zypressen und Euforbiabäume; der Rasen, über den sie ihre Kronen breiteten, war ebenso frisch und gut gehalten wie in irgendeinem städtischen Garten. Der Lieblingsaufenthalt der Familie war die dem größeren Teil dieser Rasenfläche zugekehrte Seite des Hauses; die andre, mit dem Ausblick auf die Felde der Heimsfarm, die Eisenbahn und Bonnevilles, wurde nur wenig benutzt. Die ganze Front entlang lief eine breite Veranda; dicht an den zum Garten herabführenden Stufen stand eine Lebensleiche, in deren unterste Zweige Harran eine kleine Sommerlaube für seine Mutter hineingebaut hatte. Links vom Wohnhause, nach der Countystraße zu, stand ein Gebäude mit Küche und Schlafräumen für die auf der Heimsfarm beschäftigten Arbeiter. Der Blick von der Veranda nach Süden hin war unbegrenzt; auch nicht der kleinste Zweig beschränkte die Aussicht. Durch nichts gehindert schweifte das Auge bis zu der fernen, feinen Linie, in der Erde und Himmel sich zu vereinigen schienen. Aus der Einförmigkeit dieser endlosen, von Zäunen nicht unterbrochenen Fläche, hob sich als ein bloßer Punkt, und nur wenig dunkler als das Erdreich, das Dach des Verwalter-

hauses von Abteilung drei. Cutters Haus auf vier war nicht zu sehen; es lag bereits unter dem Horizont.

Als Harran näher kam, bemerkte er seine Mutter, die auf der Veranda frühstückte; mit einer Hand rührte Frau Derrid ihren Kaffee um, mit der andern hielt sie die Seiten von Walter Paters „Marius“ offen. Zu ihren Füßen sah Prinzess Katalie, die weiße, überfütterte Angorataze, und leckte emsig das glänzende Fell an ihrer Brust; dicht daneben, an der Verandabrustung, hantierte Presley mit einer neuen Fahrradlampe, die er mit Del füllte, um dann an dem Docht herumzuschrauben. Harran, der seine Mutter geküßt hatte, ließ sich in einem Stuhl aus Weibengesehnt nieder, nahm den Hut ab und fuhr mit den Fingern durchs Haar.

Magnus Derrids Frau sah kaum alt genug aus, um die Mutter zwei solch großer Gesellen wie Harran und Lyman Derrid sein zu können. Sie war noch nicht weit in den Fünfzigern, und ihr braunes Haar hatte sich seinen jugendlichen Glanz bewahrt. Sie konnte noch als eine hübsche Frau gelten. Ihre großen Augen nahmen leicht einen fragenden, unschuldigen Ausdruck an, wie man ihn bei jungen Mädchen sehen kann. Von Natur zurückhaltend, liebte sie es, möglichst unbemerkt zu bleiben. Sie war nicht für die Härten der Welt geschaffen, und doch hatte sie diese Härten in ihren jüngeren Jahren kennen gelernt. Mit einundzwanzig Jahren hatte sie Derrid geheiratet; sie war damals, nachdem sie bereits vor einigen Jahren ihr Lehrentinnenexamen an der staatlichen Normalschule gemacht hatte, in der Stadt Marysville an einer Mädchenschule als Lehrerin für Literatur, Musik und Schönschreiben angestellt. Sie überarbeitete sich in ihrem Beruf, der ihr noch dazu verhasst war; aber sie hielt hartnäckig daran fest, da sie sich sehr wohl bewußt war, ihren Lebensunterhalt auf keine andre Weise erwerben zu können. Beide Eltern waren gestorben, und sie stand ganz allein. Von jeher war es ihr Herzenswunsch

gewesen, Italien und den Golf von Neapel zu sehen. Der „Marmorfaun“, Raffaels Madonnen und „Il Trovatore“ waren ihre Ideale in Literatur und Kunst. Sie träumte von Italien, Rom, Neapel und den großen „Kunstzentren“ der Welt. Ihre Verbindung mit Magnus war zweifelslos eine Liebesheirat gewesen, aber Annie Panyne würde jeden andern Mann geliebt haben, der sie von dem ewigen, geist- und herztötenden Einerlei des Schul- und Musikzimmers befreit hätte. Ohne Bedenken war sie Magnus überallhin gefolgt. Zuerst hatte sie die ganze unruhige Zeit seiner politischen Laufbahn mit ihm in Sacramento verbracht; dann war das Paar nach Placerville in El Dorado County gegangen, wo Derrid einen Anteil an der Corpus Christi-Minengruppe besaß, und schließlich nach Verkauf dieses Viertelanteils nach Los Muertos. Dort ließ er sich als Landwirt auf dem von der Eisenbahn eben erschlossenen Weizenlande nieder. Annie Derrid lebte jetzt seit nahezu zehn Jahren in Los Muertos. Während dieser ganzen Zeit aber, seitdem ihr Blick sich zum erstenmal in der ungeliebten, einförmigen Fläche verloren hatte, war ihr auch nicht ein Augenblick ruhiger Zufriedenheit beschieden gewesen. Immer wieder kam in ihre schönen, weitgeöffneten Augen ein unruhiger, scheuer, argwöhnischer Ausdruck. Los Muertos flüchte ihr Furcht ein. Sie dachte zurück an die Tage, die sie als ganz junges Mädchen auf einer Farm im östlichen Ohio zugebracht hatte; die fünfhundert Acker waren nett abgeteilt in die Weide mit der Melktränke und das Mais-, Gersten- und Weizenfeld. Wie übersichtlich, bequem und heimisch das doch gewesen war! Dort liebten die Farmer noch ihr Land, sie taten schön damit, sie gaben ihm Nahrung, beinahe wie ein bewußtes Wesen behandelten sie es. Da wurde noch mit der Hand gesät, und ein einziger Pflug mit zwei Pferden genügte für die ganze Farm; mit der Senle mähte man das Getreide und droß es mit den Dreschsegen aus. (Fortf. folgt.)